

Roland Flade/Wolfgang Orians/Hans Sartoris

Wohnen in Würzburg Neunzig Jahre Stadtbau

Mit einem Beitrag
von Stephan Preuss und Arne Rajchowski
über künstliche Intelligenz und ihre Auswirkungen auf die
Wohnungswirtschaft



All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2024
Achter Verlag, Weinheim
www.achter-verlag.de
ISBN 978-3-948028-29-9

Titelgestaltung: Jessica Füllenbach, Wiesloch
Lektorat: Martina Leiber, Karlsruhe
Druck: TZ Verlag + print GmbH, Roßdorf

Inhalt

Vorwort	9
Kaiserreich: Leben in zwei Welten <i>Friedrich Wencker-Wildberg über seine verstaubte Studentenbude</i>	10 21
Erster Weltkrieg: Ende des Baubooms und Leben im Gefangenengelager <i>Septime Gorceix über das riesige Gefangenengelager am Galgenberg</i>	22 27
Inflationsjahre: Wohnungsnot und Zwangseinweisungen <i>Margret Boveri über das Leben mit Ratten und Schimmel in der Inneren Pleich</i>	29 33
1924 - 1932: Genossenschaften und innovatives Bauen <i>Aufregung um die ersten „Häuser ohne Dach“</i>	37 41
Von Aufbruch bis Zerstörung <i>Thea Gladisch: Am Ende der Welt</i>	50 56
1933 - 1937: Wohnblöcke und eine „Reichssiedlung“ <i>Helmut Försch über die „große Wäsch“ in Grombühl</i>	62 65
1938 - 1944: Pogrom, Wohnungsausbau und überfüllte Massenquartiere <i>Mischael Rosenberg über eine Nacht des Schreckens</i>	73 77
1945: Wohnen vor und nach der tödlichen Bombennacht <i>Ortrun Scheumann über lange Stunden im Luftschutzkeller</i>	86 87
1946 - 1949: Leben in Ruinen, Kellern und Baracken <i>Sieglinde Johnston über Gertraud Rostoskys Gut „Zur Neuen Welt“</i>	98 111

1950 - 1959: Der Wiederaufbau gewinnt an Geschwindigkeit	118
<i>Jehuda Amichai über die Atmosphäre im jüdischen Altersheim</i>	130
Auferstanden aus Ruinen	132
<i>Elendswohnungen</i>	138
1960 - 1979: Außenbürger, DDR-Flüchtlinge und Großwohnsiedlungen	142
<i>Bernd Höland über das Zellerauer Barackenlager für DDR-Flüchtlinge</i>	144
<i>Margit Mühlrath-Northmann über einen Neubau im Mainviertel</i>	148
Visionäre Projekte	157
<i>Leonhard Meyer: Mann der ersten Stunde</i>	161
<i>Horst Langwitz: Plötzlich mussten wir Wohnungen vermieten</i>	163
Große Pläne für die Lindleinsmühle	167
<i>Elke Seuffert: Muffensausen und Gemeinschaftssinn</i>	168
<i>Ehepaar S.: Fast wie in Schweden</i>	171
Stadt der Moderne auf dem Heuchelhof	174
<i>Horst Langwitz: Hemdsärmelig und wagemutig</i>	175
<i>Hajo Pietsch: „Willkommensschoppen“ in der Gemeindewohnung</i>	178
<i>Interview mit Monika Karuž: Theo Kölle - Der Sheriff vom Heuchelhof</i>	181
<i>Christof Rose: Eine einzige Baustelle</i>	183
<i>Horst Langwitz: Für den Vogelshof gekämpft</i>	185
<i>Olga Steinbach: Zwei Balkone, das haben nicht viele Wohnungen</i>	189
1980 - 1999: Sanierungsbedarf, vielfältiger Zuzug und Künstlerdomizile	192
<i>Marion Gut über das Abenteuer der ersten eigenen vier Wände</i>	192
<i>Petra Maidt über Eleganz und Noblesse in der Sanderau</i>	200
Auf dem Weg zur Einheit	204
<i>Adolf Müller: Talente richtig eingesetzt</i>	206
<i>Gerhard Vogel: Ein Mann, drei Jobs</i>	213
<i>Hans-Jürgen Weber: Mehr als zwei Prozent Rendite sind nicht drin</i>	216

2000 - 2023: Ständiger Wandel und neue Anfänge	222
<i>Hans Steidle über gute Nachbarschaft auf der Keesburg</i>	223
<i>Martina Häring über alternatives Leben im Zellerauer Dencklerblock</i>	229
 Mutlosigkeit und neue Ziele	 234
<i>Winfried Dill: Direkt, ungeschminkt und verlässlich</i>	237
<i>Modernisierung Schwabenstraße 16</i>	239
<i>Jaques Donnen über Veränderungen</i>	240
<i>Georg Rosenthal über die Stadtbau</i>	243
 Wohnen in allen Lebensphasen: WAL Ludwigkai	 245
<i>Stimmen von Mieterinnen zu WAL Ludwigkai</i>	247
<i>Jury des Bauherrenpreises zur Modernisierung in Sanderau</i>	249
 Ein offenes Fenster	 251
 Zellerau für immer	 253
<i>Interview mit Ulla Akcun: Der Himmel auf Erden</i>	254
<i>Silvia Ophusen: Jetzt konnten wir machen, was wir wollten</i>	259
<i>Richard und Monika Winterstein: Viele, die weggezogen sind, kommen wieder</i>	261
 Ein neuer Stadtteil	 270
 Hubland - mit Weitblick leben	 272
<i>Benjamin Schneider: Verlässlichkeit und soziale Kompetenz</i>	274
<i>Interview mit Volker Halbach: Kleine Träume</i>	278
 Würzburg für alle! - Das Handlungskonzept Wohnen	 280
<i>Oberbürgermeister Christian Schuchardt: Soziale Rendite</i>	282
<i>Hans Sartoris: Der Beitrag der Stadtbau zum Handlungskonzept Wohnen</i>	284
 Bessere Zukunft für Grombühl	 286
 Gut aufgestellt: Digital und analog	 290
<i>Hans Sartoris: Bauherrenpreise und ein neuer Stadtteil</i>	299

Blick nach vorne

Die Zukunft des sozialen Wohnungsbaus: Wir sind am Ende, aber mit rosigen Aussichten	304
<i>Holz-Hybrid-Häuser: Effizienz und Ökologie</i>	308
<i>Klimapfad: Verbindlich neutral bis 2045</i>	313
<i>Gemeinschaftsflächen: Die ersten Schritte sind getan</i>	317
Wie wir wohnen wollen	320
Stephan Preuss und Arne Rajchowski: Künstliche Intelligenz und ihre Auswirkungen auf die Wohnungswirtschaft	328

Die Autoren	353
Danke	355
Quellenverzeichnis	356
Anhang	369
Aufsichtsratsvorsitzende der Gemeinnützigen Baugesellschaft für Kleinwohnungen, der Heuchelhofgesellschaft und der Stadtbau Würzburg	370
Geschäftsführer der Gemeinnützigen Baugesellschaft für Kleinwohnungen, der Heuchelhofgesellschaft und der Stadtbau Würzburg	371

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

wohnen ist ein Grundbedürfnis. Zu einem guten Leben gehört eine gute Wohnung. Deshalb hat sich die Stadtbau Würzburg entschlossen, anlässlich ihres 90. Geburtstags nicht nur die Unternehmensgeschichte niederzuschreiben, sondern auch ein Buch über das Wohnen in Würzburg herauszugeben.

Wie haben die Menschen während der Kaiserzeit in der Mainfrankenmetropole gewohnt, wie in der Nazizeit und wie nach dem kollektiven Trauma der Zerstörung am 16. März 1945? Die hochherrschaftliche Wohnung mit neun Zimmern steht da neben dem Bretterverschlag, der nur notdürftig gegen Regen und Kälte schützt. Langsam ging es nach dem Krieg aufwärts, in den ersten Jahren brauchten die Leute ein menschenwürdiges Dach über dem Kopf, später wurden mit Enthusiasmus Großwohnsiedlungen gebaut.

Wohnungsknappheit gab es trotzdem in Würzburg fast immer. Wesentliche Akteure im Kampf dagegen waren die sozialen Wohnungsbaugesellschaften, die Stadtbau Würzburg ist heute die größte von ihnen. Als 1934 die Gemeinnützige Baugesellschaft für Kleinwohnungen und 1966 die Heuchelhofgesellschaft, als zweite Wurzel der Stadtbau gegründet wurden, war diese Entwicklung nicht vorauszusehen. Mit der Verschmelzung der beiden im Jahr 2011 entstand die „große Stadtbau“. Alle drei Gesellschaften haben wesentlich zur Stadtentwicklung beigetragen.

Aber wie geht es weiter mit dem sozialen Wohnungsbau - nicht nur in Würzburg? Auch diese Frage wird in diesem Buch aufgegriffen.

Sie halten also nicht nur ein Buch, sondern drei in einem in der Hand. Eines über das Wohnen in Würzburg seit der Kaiserzeit, eines über die Geschichte der Stadtbau Würzburg, das Sie an der gelben Markierung am oberen Ende der Seiten erkennen, und eines über die Zukunft des sozialen Wohnungsbaus (blaue Markierung). Manche Sachverhalte betrachten wir aus verschiedenen Perspektiven, deshalb mag es hin und wieder kleinere Überschneidungen geben, wir sind aber sicher, dass dies Ihrer Lesefreude keinen Abbruch tut.

Würzburg, im Juni 2024

Roland Flade Wolfgang Orians Hans Sartoris

Kaiserreich: Leben in zwei Welten

An einem Tag im März 1900 schlenderte der 54-jährige Physikprofessor Wilhelm Conrad Röntgen über die Auffahrt zur Luitpoldbrücke, die heute Friedensbrücke heißt. Der begeisterte Hobbyfotograf hatte seine Fotokamera dabei – damals etwas ganz Besonderes, das sich nur Menschen wie der durch Erbschaft zum Millionär gewordene Röntgen leisten konnten. Er lehnte sich ans Geländer und blickte durch den Sucher in Richtung Ringpark und Pleicherglacisstraße, die ab 1915 Bismarckstraße heißen würde. Er sah die prächtigen Bürgerhäuser der Äußeren Pleich; wie er wusste, beherbergten sie geräumige Wohnungen mit bis zu acht Zimmern; in einer davon wohnte sein Freund und Jagdgefährte, der Zoologie-Professor Theodor Boveri. In kleinen, schlecht oder gar nicht beheizten Räumen unter dem Dach lebten die Dienstmädchen, die immer zur Stelle sein mussten, außer an zwei Sonntagnachmittagen im Monat. Röntgen drückte auf den Auslöser.

Die Pleicherglacisstraße (heute Bismarckstraße), aufgenommen im März 1900 von Wilhelm Conrad Röntgen. In diesem Haus links wohnte später die Familie des Zoologie-Professors Theodor Boveri. (Foto: Röntgen-Museum, Remscheid-Lennep)



In Röntgens Rücken befand sich die Innere Pleich mit ihren engen und verwinkelten Gassen und kleinen, dunklen Wohnungen in teilweise jahrhundertealten Häusern. Hier lebten viele Handwerker und andere „einfache Leute“; es fehlte ihnen an jenen Annehmlichkeiten, die das gehobene Bürgertum - Professoren, Beamte, Offiziere, Großkaufleute und Industrielle - in der Pleicher Glacisstraße und in anderen bevorzugten Würzburger Wohngegenden genoss. Ein gesellschaftlicher Austausch zwischen den unterschiedlichen Schichten der Bevölkerung, die sich quasi in zwei Welten bewegten, fand hier wie anderswo kaum statt. Als Theodor Boveris Tochter Margret, die einige Monate nach Röntgens Spaziergang geboren wurde, schulreif war, stellte die Familie einen Hauslehrer ein, statt sie in die Pleicherschule zu schicken, wo sie in Kontakt mit den Buben und Mädchen der Inneren Pleich gekommen wäre.

Auch Wilhelm Conrad Röntgen lebte so, wie es sich für einen Professor des Kaiserreichs geziemte. Er bewohnte die geräumige Direktorenwohnung im Obergeschoss des Physikalischen Instituts am Pleicherring 8; neun Jahre später sollte auch diese Straße einen neuen Namen erhalten: Röntgenring - zu Ehren Röntgens, der 1895 die nach ihm benannten Strahlen entdeckt hatte. Zur Straßenseite hin standen dem Forscher, seiner Frau Anna und der Adoptivtochter Josephine Berta fünf Zimmer zur Verfügung, zur Südseite mit dem Blick auf den damals hier angesiedelten Botanischen Garten vier weitere Zimmer und eine Küche. Die Würzburger Professoren waren keine Frauen darunter, da diese 1900 noch nicht einmal studieren durften - luden sich gegenseitig ein und gaben opulente Abendessen. Die Tafel im Hause Röntgen war bei solchen Gelegenheiten mit schönem Porzellan, altem Silber und Blumenschmuck reich gedeckt.

Wilhelm Conrad Röntgen verkörperte den Fortschrittsglauben jener Zeit: Seine Entdeckung, die ihm ein Jahr später den ersten Physik-Nobelpreis einbringen sollte, hatte ihn berühmt gemacht und der Medizin völlig neue Möglichkeiten eröffnet. Viele der rund 75.000 Würzburgerinnen und Würzburger waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts positiv gestimmt: Ein prächtiger Ringpark im englischen Stil hatte die rechtsmainischen Befestigungen mit ihren Bastionen und Toren ersetzt, überall



waren Gründerzeithäuser emporgewachsen, seit April 1899 produzierte das städtische Elektrizitätswerk in der Wallgasse elektrischen Strom und wenige Wochen nach jenem März 1900 sollten die ersten elektrischen Straßenbahnwagen die 1892 geschaffene Pferdebahn ablösen.

Röntgen nahm mit diesem Spaziergang von Würzburg Abschied; er hatte einen Ruf an die Universität München angenommen, wo er ab 1. April 1900 lehren würde. Bevor er umzog, wollte er die Stadt, in der er sich seit 1888 wohlgefühlt hatte, auf Fotos bannen. Er wusste, dass sein Freund Theodor Boveri in der Pleicher glacisstraße im Haus Nummer 8 wohnte, das auf seinem Bild hinter den Bäumen des Ringparks verborgen ist. Sicher war Röntgen mit anderen Universitätsangehörigen schon zu Gast in der Sechs-Zimmer-Wohnung gewesen, die Boveri mit seiner Frau, der aus den USA stammenden Biologin Marcella O' Grady, bewohnte. Vielleicht hatte Boveri ihm verraten, dass Marcella, die er 1897 geheiratet hatte, in jenem März 1900 schwanger war. Die 36-jährige Amerikanerin, die mit einer Sondergenehmigung als erste Frau an der Würzburger Universität Vorlesungen gehört und geforscht und dabei ihren Mann kennengelernt hatte, sollte im August die Tochter Margret zur Welt bringen, die später eine der bekanntesten deutschen Journalistinnen wurde.

Bild links: Bücherschrank von Anna Röntgen in der Würzburger Wohnung des Paars. Das Bild wurde von Wilhelm Conrad Röntgen am 18. Mai 1891 aufgenommen. (Röntgen-Museum, Remscheid-Lennep).

Bild unten: Marcella Boveri mit ihrer Tochter Margret an Weihnachten 1904. (Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz)



Ein Foto zeigt Marcella und die vierjährige Margret an Weihnachten 1904 in der Wohnung der Familie. Im Raum befinden sich Einrichtungsgegenstände, wie sie in einem gehobenen bürgerlichen Haushalt der wilhelminischen Ära üblich waren: dunkle Möbel, gefüllt mit ledergebundenen Folianten, darunter wahrscheinlich ein vielbändiges Konversationslexikon. In der Ecke steht ein Weihnachtsbaum – Zugeständnis der atheistischen Eltern an die Jahreszeit und wohl auch an die Tochter, die noch ans Christkind glauben mochte. Margret schaut zärtlich eine Puppe an; auf dem Kindertisch vor ihr sind verschiedene Spielfiguren aufgereiht, hinter ihr ist ein Puppenhaus zu sehen. „Neben Professoren und Privatdozenten wohnten in unserer Gegend vor allem Offiziere, ein paar Rechtsanwälte, Ärzte. Wenn man auch gesellschaftlich nicht miteinander verkehrte, so konnte man sich doch“, heißt es in Margret Boveris Autobiographie „Verzweigungen“ über die soziologische Struktur der Bewohner der Pleicherglacisstraße. „Oberhalb unserer Nummer 8 wurde es immer herrschaftlicher. In Nummer 9 gab es Neun-Zimmer-Wohnungen, wir hatten nur sechs.“ Eines davon war das Zimmer, in dem Margret mit ihrer Mutter schlief.

Einige Jahre später zog die Familie in eine Acht-Zimmer-Wohnung im ersten Stock des Hauses Pleicherglacisstraße 1, das auf Röntgens Foto links im Vordergrund zu sehen ist: „Ich hatte zum ersten Mal ein eigenes Zimmer zum Schlafen, statt des engen Zimmers mit meiner Mutter zusammen“, erinnerte sich Margret Boveri. „Die beiden Eckzimmer hatten geräumige Erker. Das südwestliche war der Salon mit Flügel, Klavier, der Sofa-Ecke mit Mamas kostbarem rundem Mahagonitisch; im Erker stand der Schreibtisch, den ihr Bruder für sie entworfen hatte, mit vielen Schublädchen und kleinen Regalen. Unter die Fenster hatte sie sich Bücherregale bauen lassen, da standen ihre neuesten Bücher, aus unserem Jahrhundert oder aus den neunziger Jahren, meistens Romane.“

Doch zu Beginn des 20. Jahrhunderts existierte auch eine Gegenbewegung gegen eingefahrene bürgerliche Konventionen und gegen dunkle, ehrfurchtgebietende Einrichtungen, wie sie beispielhaft in der Boveri'schen Wohnung zu sehen ist. Viele Stadtmenschen entdeckten das als idyllisch idealisierte Landleben, ihre Kinder zogen

mit dem „Wandervogel“ auf große Fahrt in die Natur. Im Jahr 1911 fand in Würzburg eine Ausstellung mit bemalten Zimmern statt, in denen diese Sehnsucht nach der vermeintlich heilen Gegenwelt zu sehen ist. Für das überhöhte, „einfache“ Landleben stehen in diesem Kinderzimmer Bauernmöbel und Spielzeug wie eine Windmühle und Pferde, die einen Wagen ziehen. Auf einem Jugendstilornamenten umgebenen Wandbild sind fröhliche Menschen bei einem Volkstanz zu sehen. Ob freilich die in der Schau gegebenen Anregungen in Würzburger Wohnungen auch tatsächlich umgesetzt wurden, ist nicht bekannt.



Blick in die Ausstellung mit einem bemalten Kinderzimmer, die 1911 in Würzburg zu sehen war. Rechts geht es in ein Schlafzimmer. (Sammlung Alexander Kraus, Würzburg)

Zur gehobenen Einwohnerschicht der Stadt gehörten auch zahlreiche Offiziere der hier beheimateten Regimenter. Würzburg war mit mehreren Tausend Militärangehörigen und zahlreichen Kasernen, angesiedelt vor allem, aber nicht ausschließlich im Stadtteil Zellerau und im Mainviertel, vor dem Ersten Weltkrieg eine der größten

Garnisonen Bayerns. Offiziere lebten wesentlich luxuriöser als gemeine Soldaten, wie der Offiziers-Speisesaal der von Antonio Petrini errichteten Train-Kaserne zeigt, die sich im Mainviertel befand (heute Landesgewerbeanstalt).



Offiziers-Speisesaal der Train-Kaserne im Jahr 1912. (Sammlung Alexander Kraus, Würzburg)

Einer jener einfachen Soldaten war der 1887 geborene Adelbert Gümbel, der eine Laufbahn als Berufssoldat eingeschlagen hatte und als Schreiber des Divisionsarztes ab Januar 1909 in Würzburg zunächst im 2. Bayerischen Feldartillerieregiment und danach im 9. Infanterieregiment („Neuner“) Dienst tat. Gümbel wohnte im Lazarett am Schottenanger in einem Raum mit 15 Soldaten, wo er sich zusammen mit einem Kameraden zumindest ein wenig Privatsphäre zu schaffen versuchte. In seinen umfangreichen Aufzeichnungen, die sich im Staatsarchiv Würzburg befinden, schrieb er rückblickend: „Wir hatten uns links in der Ecke einen Verschlag gebildet, um gegen die Mannschaftsstube abgeschlossen zu sein. Die Wände waren über und über mit Ansichtskarten und Bildern aus Zeitschriften bedeckt. Hier hausten wir etwa

drei Jahre. Wir kämpften sehr dagegen an, dass wir mit der Mannschaft zusammen in einem Zimmer wohnten.“



Soldaten vor dem Ersten Weltkrieg in einer Würzburger Kaserne. (Sammlung Alexander Kraus, Würzburg)

Im Herbst 1913 musste Gümbel wegen Platzmangel im Lazarett ausziehen und sich in der Nähe einmieten. Er wohnte ab diesem Zeitpunkt in einem kleinen Zimmer, das sich direkt über dem Eingang des Hauses Schottenanger 4 befand und dessen Ofen kaum Wärme, dafür aber umso mehr Rauchwolken abgab. Der Soldat, der sich in die 19-jährige Maria Rösch verliebt hatte und diese am 26. März 1914 heiratete, suchte für sich und seine Frau sowie den am 2. Mai 1914 geborenen Sohn Wilhelm eine größere Wohnung. Er fand sie im Eisenbahngelände Grombühl. Die durch eine Brücke an das alte Würzburg angeschlossene neue Vorstadt an den Hängen des Talkessels war unter dem Druck des Bevölkerungswachstums angewachsen; vor allem die bisher in Baracken untergebrachten Bahnarbeiter benötigten bessere Unter-

künfte. Bis 1900 waren rund 200 Wohnblöcke mit je drei bis vier Etagen und 12 bis 15 Mietparteien errichtet worden. Der gesellschaftliche Aufbau der Bewohner spiegelte die Kommandohierarchie des bayerischen Staatsbahndienstes wider. Gut situierte Lokführer an der oberen, schlechter bezahlte Streckengeher an der unteren Grenze der Ansehensskala lebten mit ihren Familien in höheren Etagen bzw. in feuchten Kellerwohnungen oder in sommerlich überhitzten Mansarden. In den Innenhöfen hatten sich Gewerbe und Handwerker niedergelassen.

Gümbels Beschreibung gibt Einblicke in die Wohnverhältnisse jener Würzburgerinnen und Würzburger, die nicht an eleganten Tafeln mit anderen Professorenfamilien speisten, also in das Leben der Mehrheit der Bevölkerung. Die kleine Familie zog in eine Wohnung im zweiten Stock des Hauses Grombühlstraße 27, das einem Bäckermeister gehörte. Sie bestand aus einem schlauchartigen, nur 1,70 Meter breiten Wohnzimmer, dazu Schlafzimmer und Küche, Bodenraum und Keller. „Jedes der Zimmer einschließlich Küche hat ein Fenster“, notierte Gümbel und unterstrich damit eine Tatsache, die offenbar in einfachen Wohnungen jener Zeit nicht selbstverständlich war.

Maria und Wilhelm Gümbel im Hof des Hauses Grombühlstraße 27. (Staatsarchiv Würzburg, Familienarchiv Gümbel)



Das Schlafzimmerfenster zeigte zur Straße, die Fenster von Küche und Wohnzimmer zum Hof mit einem großen Schornstein. Vor diesem Schornstein, der zur Backstube gehörte, ließ sich Maria Gümbel 1916 mit ihrem Sohn Wilhelm fotografieren.

Das tägliche Leben der Gümbels spielte sich meist in der Küche ab, die mit Küchenschränk, zwei Stühlen, einem Tisch und Wilhelms kleinem Tischchen samt geflochtenem Sessel möbliert war. Der Küchenofen taugte laut Gümbel nicht viel „und machte mir und meiner Frau manchen Verdruss. Ausbesserungen, die ich persönlich vornahm, halfen nichts. Der Hausherr, ein dicker, reicher Bäckermeister ohne Kinder, scheute jede Ausgabe.“ Im Schlafzimmer standen zwei Betten samt Nachttischchen, eine Waschkommode mit weißer Marmorplatte und Spiegelaufsatz, ein zweiteiliger Spiegelschrank, Wilhelms Bettchen sowie zwei Stühle, im engen Wohnzimmer ein eintüriger Kleiderschrank, ein grünes Sofa, ein Tisch, vier Stühle und ein Vertiko. Im Keller waren in einer großen Kiste und in Säcken zwölf Zentner Kartoffeln eingelagert, die für ein Jahr reichten, außerdem Essiggurken und Zwetschgen sowie Kohlen.

Die Familie lebte in bescheidenen Verhältnissen. „Meine Löhnnung betrug seinerzeit 1,90 Mark pro Tag, dazu noch 65 Pfennig Beköstigungsgeld, in Summa 2,55 Mark“, schrieb der Berufssoldat. „Diese Summe konnte ich aber nicht vollkommen für den Haushalt verwenden, denn die Miete betrug monatlich 20 Mark und ich erhielt seitens der Militärverwaltung nur 14 Mark Entschädigung. Pro Tag blieben mir also 2,35 Mark. Von diesem Geld nun sollte man nicht nur leben, nein, man sollte sich auch noch Kleider, Holz und Kohlen beschaffen usw. Dieses Geld konnte und wollte nicht reichen, so sparsam man sich auch nach der Decke streckte.“

Ganz anders gestalteten sich die Lebensbedingungen der meisten Würzburger Studierenden. Ein Studium war im Kaiserreich vor allem den Söhnen wohlhabender Familien vorbehalten, denn für die Lehrveranstaltungen musste bezahlt werden. An der Julius-Maximilians-Universität waren vor Beginn des Ersten Weltkriegs rund 1.600 Studierende eingeschrieben, darunter nur wenige junge Frauen, denn diese